

Ein Wort zur dialektischen Theologie

Von Karl Heim

Es ging mir wie vielen aus der jüngeren Generation, die durch die Botschaft Karl Barths von aller Erlebnistheologie und mystischen Seelenpflege wieder zum lebendigen Gott zurückgeführt worden waren. Als wir in den Grundbegriffen der dialektischen Theologie nicht bloß denken, sondern von ihnen leben wollten, merkten wir, daß sie für das praktische Leben nicht vollständig ausreichten. Daß hier noch etwas fehlt, kommt uns am deutlichsten zum Bewußtsein, wenn wir in verantwortlicher Stellung eine Entscheidung zu treffen haben, von der das Schicksal von Tausenden abhängt. Man denke an die Entschlüsse der Obersten Heeresleitung in den kritischen Augenblicken des Kriegs oder an die Entscheidung der Eltern über die Zukunft eines Kindes. In diesen Lagen genügt es nicht, wenn ich mir sage: Ich will mit meinem Handeln den qualitativen Unterschied zwischen Gott und Kreatur ausdrücken, ich will also irgend etwas tun, um zur Ehre Gottes zu „demonstrieren“. Es ist doch all mein Tun umsonst, auch in dem besten Leben. Das ist alles richtig. Trotzdem brauche ich noch etwas, wenn es für einen schwachen Menschen möglich sein soll, diese Lage zu ertragen. Ich muß wissen, welche „Demonstration“ Gott in diesem Augenblick von mir verlangt. Denn es ist unmöglich, einen so verantwortungsvollen Schritt in dem Bewußtsein zu tun, daß statt dessen ebenso gut das Gegenteil geschehen könnte. Was ich in dieser verantwortlichen Lage tun soll, das ergibt sich aber auch nicht, wie es nach Bultmanns Jesusbuch erscheint, einfach aus der Situation. Gewiß stellt uns Jesus in die „Situation der letzten Stunde“. Es handelt sich darum, „daß der Mensch das Jetzt seiner konkreten Situation als die Entscheidung, in die er gestellt ist, erfährt

und sich in ihr für Gott entscheidet und seinen natürlichen Willen opfert“ (Bultmann, Jesus S. 120). Aber der Glaube, der noch zu Kants Zeit herrschte, daß sich aus der Situation, wenn ich sie unter den kategorischen Imperativ stelle, die richtige Entscheidung ableiten läßt, ist uns durch den ethischen Relativismus genommen worden. Wenn uns die Verantwortung des Augenblicks zum Bewußtsein kommt, dann stehen wir zunächst noch nicht vor der Entscheidung zwischen Gottes Willen und dem natürlichen Willen, der geopfert werden soll. Wenn es soweit ist, ist uns schon geholfen. Nein, die Lage ist viel verworrener. Wir stehen ratlos vor der Frage: Was ist jetzt der Gotteswille, und was ist der natürliche Wille? Alles scheint relativiert. Wir fragen wie die Hörer der Bußpredigt Johannes des Täufers: „Was sollen wir denn tun?“ (Luk. 3, 10.) Wir dürsten nach einem Befehl. Wenn uns Jesus nur unsere Verantwortung zum Bewußtsein bringt, so hat er uns damit noch nicht wirklich geholfen. Er stößt uns damit nur tiefer in unsere ethische Ratlosigkeit hinein. Er macht die Frage in uns lebendig, in welcher Richtung wir weitergehen sollen. Aber nun muß die Hauptsache noch kommen, nämlich die Antwort. Johannes hat den Zöllnern, die ihn fragten: „Meister, was sollen wir denn tun?“ nicht geantwortet: Das muß sich aus der Situation ergeben. Nein, er gibt ihnen bestimmte Weisung: „Nehmet nicht mehr, als wozu ihr angewiesen seid!“

Die Geschichte der ersten Gemeinde ist voll von solchen Weisungen, die in göttlicher Vollmacht ausgesprochen werden. Wenn eine der ältesten Gemeinden einen Entschluß faßt, der das Schicksal der Kirche auf Jahrhunderte hinaus bestimmt, wenn z. B. die Gemeinde von Antiochien Paulus und Barnabas zum Missionsdienst aussendet (Apostelg. 13, 1 ff.), so geschieht das nicht bloß in dem Bewußtsein, eine Demonstration zur Ehre Gottes vorzunehmen, bei der fraglich ist, ob Gott sie annehmen wird. Der Entschluß ergibt sich auch nicht aus der geschichtlichen Lage. Diese hätte der Gemeinde eher Zurückhaltung auferlegt, bis sie innerlich mehr gefestigt gewesen wäre. Nein, hier kommt etwas aus einer

ganz anderen Dimension. „Da sie aber dem Herrn Gottesdienst hielten und fasteten, sprach der Heilige Geist: sondert mir aus den Barnabas und Saulus zu dem Werke, zu dem ich sie berufen habe!“ Dieses Sprechen des Heiligen Geistes besteht darin, daß sich auf eine unter vielen möglichen Handlungen, die sich aus der Situation hätten ergeben können, der Akzent der Ewigkeit legt. Diese eine Handlung will in diesem Augenblick Gott. Zwei Männer unter vielen andern, die dafür hätten in Betracht kommen können, sondert Gott ab und gibt ihnen einen Marschbefehl. Damit, daß der Heilige Geist diese Menschen mit ihren Taten von ihrer Umgebung absondert, sind sie nicht aus der allgemeinen Unreinheit und Relativität alles menschlichen Handelns herausgenommen. Der Abstand zwischen Schöpfer und Geschöpf ist an dieser Stelle nicht im mindesten verringert. Im Gegenteil. Der Empfang eines göttlichen Auftrags beugt den Menschen tiefer in den Staub als irgend etwas anderes und bringt die Todeslinie zwischen Gott und Kreatur zum vollen Bewußtsein. Jesaja fühlt gerade im Augenblick seiner Berufung seine völlige Unreinheit (Jes. 6). Ja man wird sagen müssen: Der qualitative Unterschied zwischen Gott und allem Kreatürlichen wird überhaupt erst dann Wirklichkeit für uns, wenn der Heilige Geist spricht, wenn wir von einem Gottesbefehl getroffen werden. Vorher ist er nur ein dialektischer Gedanke. Und nur, wenn der Geist auch in unserem Leben spricht, können wir die Verantwortung tragen, die uns jede Stunde auflegt.

Für dieses Sprechen des Geistes, das auf bestimmte Menschen und auf bestimmte Handlungen den Ton der Ewigkeit legt, hat das philosophische Schema der dialektischen Theologie keine Stelle. Nicht als ob die Sache unbekannt wäre. Aber sie ist im Ansatz des Systems nicht vorgesehen. Mathematisch ausgedrückt: Das Koordinatensystem, auf das die Wirklichkeit projiziert wird, hat eine Koordinate zu wenig. Es ist noch nicht ausreichend, um die Fülle des Neuen Testaments zu fassen, um zu begreifen, „welches da sei die Breite und die Länge und die Tiefe und die Höhe“ (Eph. 3, 18). Die beiden Dimensionen des Göttlichen und des

Kreatürlichen sind einander mit calvinischer Strenge entgegengesetzt. „Die Senkrechte von oben“ ist wieder sichtbar geworden, die die wagerechte Linie der Geschichte nur in einem Punkte schneidet. Das darf uns nicht wieder verloren gehen. Aber es fehlt noch die dritte Dimension, die zu diesen beiden Dimensionen noch hinzukommen muß, um das Ganze des Christentums zu fassen, die göttliche Auswahl, die bestimmte Menschen und bestimmte Handlungen, ohne ihnen irgend etwas von ihrer Kreatürlichkeit und Problematik zu nehmen, aus der Fülle der übrigen Möglichkeiten herausgreift und ihnen das Siegel des göttlichen Auftrags ausprägt.

Das Fehlen dieser Koordinate macht sich in der dialektischen Theologie auf Schritt und Tritt bemerkbar. Es fehlt ihr der Ansatz zu einer christlichen Sittlichkeit, die mit Vollmacht in die Verhältnisse dieser Welt eingreift. Die bestimmten Weisungen, die die ethischen Schlußkapitel des Römerbriefs geben, müssen dialektisch umgedeutet werden. Die Scheidelinie, die die Prädestination und ewige Erwählung zwischen zwei Arten von Menschen zieht, wird umgebogen, indem sie durch den Einzelmenschen hindurchgelegt wird. Am deutlichsten zeigt sich aber die fehlende Kategorie im Hauptpunkt, beim Christusglauben. Lillich hatte in den „Theologischen Blättern“ Barth und Gogarten den Vorwurf gemacht, ihr Christusbekenntnis hebe den dialektischen Ansatz ihres Denkens am entscheidenden Punkt wieder auf. In der alles überflutenden Brandung der dialektischen Gedankenbewegung rage an einer Stelle ein Felsblock auf, an dem sich die Wellen brechen, ein Fremdkörper, der in die Grundanschauung nicht hineinpaße, nämlich die Behauptung: Hier bei Christus ist die Stelle, wo die Senkrechte von oben die wagerechte Linie des Geschehens schneidet; hier an Jesu Kreuz wurde die letzte Menschenmöglichkeit Gott geopfert. Mit welchem Recht, fragt Lillich, gibt man Christus diese Ausnahmestellung? Warum soll es mit ihm eine andere Bewandnis haben als mit allen andern relativen Erscheinungen? Warum soll er mehr sein als eines der vielen Symbole für das allgegenwärtige

dialektische Verhältnis zwischen dem Bedingten und Unbedingten? Hier ragt etwas Fremdes, Atavistisches in Barths Denken hinein. Er fällt an dieser Stelle in alle Fehler der undialektischen Haltung zurück. Sein Denken wird heteronom. Er verabsolutiert eine relative Erscheinung. Er wird nomistisch und autoritativ. Denn wenn Christus diese Ausnahmestellung hat, so muß mindestens geglaubt werden, daß er existiert hat und daß etwas von dem Bericht der Evangelien wahr ist. Damit wird die historische Forschung gefnebelt und ihr das gesetzliche Joch des Glaubenszwangs aufgelegt.

So muß allerdings geurteilt werden, solange nur die beiden Dimensionen sichtbar sind, mit denen Barths Dialektik in ihrem ersten Ansatz arbeitet. Denn aus dem dialektischen Widerstreit zwischen Gott und Kreatur, Leben und Tod, Gericht und Gnade würde zunächst folgen, daß der Schnittpunkt, den die senkrechte mit der wagerechten Linie bildet, an jeder Stelle des Geschehens auftreten muß, daß die Schnittlinie der zwei Welten durch das ganze Geschehen hindurchgeht. Das Endliche, Bedingte, das in paradoxer Weise Träger des Unbedingten ist und um deswillen sich selber als Endliches aufhebt, ist nach Tillichs Religionsphilosophie das religiöse Mysterium, das in allen Religionen irgendwie mitschwingt und das im christlichen Symbol des göttlichen Mittlers nur eine besonders eindrucksvolle Darstellung gefunden hat. Warum soll es statt dieser Schnittlinie, die durch alles Geschehen hindurchgeht und nur an gewissen Stellen deutlicher als an anderen gefühlt wird, nur einen einzigen Schnittpunkt geben, wo die Ewigkeit Zeit wird, eine Stelle, an der Gott das *ἱλαστήριον* (Sühnemittel) in diese Welt hineingestellt hat, wo der Schritt über die Grenze, über die Grenze der alten Welt hinausgetan wird und eine neue Wirklichkeit auftaucht? Um das begreiflich zu machen, muß zum Gegensatz zwischen Zeit und Ewigkeit noch etwas hinzukommen, das aus einer ganz anderen Richtung kommt und das, ohne die Kreise des dialektischen Verhältnisses zu stören, einen Unterschied setzt, der aus jenem einfachen Gegensatz noch nicht

hätte abgeleitet werden können. Es ist das Sprechen des Heiligen Geistes, die göttliche Auswahl, die in souveräner Vollmacht aus der Fülle der Möglichkeiten eine auserkoren hat, um ihr Werk zu vollenden. Barth und Gogarten haben auf Tillich's Angriff nur mit dem Bekenntnis antworten können, daß sie auf den einen Mittler Christus nicht verzichten können. Sie waren nicht imstande, von der Verteidigung zum Angriff überzugehen und Tillich den Mangel in seinem philosophischen Ansatz nachzuweisen. Hier zeigte sich deutlich das Unabgeschlossene der dialektischen Theologie. Das Schema, mit dem diese Theologie arbeitet, das Koordinatensystem, in dem sie denkt, ist noch nicht ausreichend, um das auszusprechen, was ihren Vertretern aufging, als sie von Christus ergriffen wurden. Ihr Christusbekenntnis sieht immer noch wie ein Rückfall in undialektische Gedankengänge aus. Es müssen neue Kategorien gefunden, neue Tiefen des Daseins erschlossen werden, um den ganzen Reichtum Christi zu fassen.

Zwischenbemerkung des Herausgebers.

Die vorstehenden Ausführungen sind der zweiten Auflage der unter dem Titel „Glaube und Leben“ erschienenen „Gesammelten Aufsätze und Vorträge“ von Professor Heim entnommen. Auf sie bezieht sich der im folgenden veröffentlichte Privatbrief von Professor Barth an den Verfasser in seinen Eingangsworten und in seinem zweiten Teile. Der im ersten Teil erwähnte Vortrag ist inzwischen erschienen. Heim wird im neuen Jahrgang der „Furche“ auf die Bedenken Barths eingehen.

Karl Barth an Karl Heim

Münster i. W., Himmereichsallee 43, 12. Juni 1928.

Hochverehrter Herr Kollege Heim!

Sie haben mir mit Ihren gesammelten Vorträgen eine reiche und schöne Gabe auf den Tisch gelegt, deren Wert für mich noch erhöht wurde durch die freundlichen Zeilen, mit denen Sie sie begleitet haben, und durch die Einführung des Buches selbst, in der Sie, wenn ich nicht irre, in der Öffentlichkeit zum ersten Mal Ihr Ja und Nein zu meinen Versuchen ausführlich formuliert haben. Haben Sie für alles herzlichsten Dank, auch für die vornehme Art, in der Sie in der Einführung die nötige Abgrenzung vollzogen haben.

Bevor ich mir erlaube, in ein paar Worten zu sagen, welches Gegenbedenken ich Ihrem Einwand meine gegenüberstellen zu müssen, muß ich etwas ganz anderes in Ordnung zu bringen versuchen, was über kurz oder lang ohnehin einen Brief an Sie notwendig gemacht hätte: eine Entschuldigung im voraus wegen eines kleinen Attentates von mir auf Sie, das Sie nächstens, d. h. im nächsten Heft von „Zwischen den Zeiten“ zu gewärtigen haben. Ich hielt im März und April an verschiedenen Orten einen Vortrag „Der römische Katholizismus als Frage an die protestantische Kirche“. In diesem Vortrag ist nun an einer Reihe von Stellen nicht gerade zustimmend Bezug genommen auf Ihre Schrift über das Wesen des evangelischen Christentums. Ich gestehe, daß ich sie erst im vergangenen Winter gelesen habe, nachdem ich sie von Hirsch in der Literatur-Zeitung gerühmt fand als das Beste, was wir augenblicklich an Kontroversliteratur hätten. Diese Folie müssen Sie sich vor Augen halten, wenn Sie sich darüber wundern sollten, daß ich bei der Überlegung der Frage, was wir eigentlich den Römischen noch Stichhaltiges entgegenzuhalten hätten, gerade Sie aufs Korn nahm. Ich war, als ich Ihre Schrift vornahm, einfach er-

schrocken darüber, wie dünn und wie gefährdet unsere Linie doch nachgerade geworden sei, wie selbstverständlich das typisch neu-protestantische Argumentieren, von dem ich überzeugt bin, daß es den katholischen Positionen gegenüber unmöglich ist, weil dabei teils zuviel Notwendiges preisgegeben wird, was wir mit den Römischen gemeinsam behaupten müßten, teils zuviel Römisches stillschweigend übernommen wird, wodurch dann der Gegensatz zu einem zufälligen wird. Es ist nun selbstverständlich, daß ich bei andern schwächeren Autoren viel eklatanteres Material für meine Kritik der bewußten protestantischen Front hätte finden können als gerade bei Ihnen. Ich meinte aber im Interesse der Sache besser zu tun, mich an das grüne und nicht an das dürre Holz zu halten. Nur würde es mir sehr leid tun, wenn Sie etwa diese Polemik als eine Absage Ihnen gegenüber überhaupt auffassen würden, und meine Bitte geht dahin, daß Sie das so wenig tun möchten, wie Sie mir offenbar gewisse Stellen in der Dogmatik übelgenommen haben.

Diese Bitte eignet sich in Anbetracht ihres Gegenstandes insofern zum Vorwort der Erwägung, die ich Ihnen als Zeichen meines Dankes und meiner Aufmerksamkeit zu Ihrer „Einführung“ kurz mitteilen wollte, als meine Frage in bezug auf das von Ihnen bei mir vermißte *Ausziehen* der dritten „Koordinate“ dahin lautet, ob dieses Ausziehen anderswo als auf dem Boden des katholischen Denkens möglich ist? Ich glaube das Problem dieser dritten Koordinate sehr wohl zu sehen und auch das Loch, das sich in dieser Hinsicht in meiner Theologie befindet. Aber das Loch beruht nicht auf einem Versehen, sondern auf Absicht, weil ich dafür halte, daß in dieser dritten Dimension keine Theologie, sondern allein Gott selbst reden kann, gewiß durch Menschen und warum nicht auch durch Theologen, aber nicht so, daß wir in besondern, einer dritten Klasse angehörigen theologischen Sätzen das Sprechen des Heiligen Geistes, um das es sich hier doch auch für Sie handelt, gleichsam nachsprechen, das göttliche Amen und Punktum selber sehen könnten. Nur wenn ich im katholischen Sinn an die Kirche glaubte (oder allenfalls, was nach Luther ja ebenfalls katholisch

war: wenn ich mich selbst für inspiriert hielte), könnte ich meinen, als Theologe mehr (jenes von Ihnen offenbar vermifste Dritte) tun zu können, meinen, einen Gedanken oder Satz erzeugen zu können, der nun wirklich mehr wäre als „nur ein dialektischer Gedanke“ (S. 32), meinen, als Theologe z. B. der „Obersten Heeresleitung in den kritischen Augenblicken des Krieges“ (S. 30) konkrete Weisung geben zu können oder gar zu tun, was nach Apg. 13 doch eben ausdrücklich der Heilige Geist getan hat. Ist das Wirkliche, was Sie meinen, nicht die Gabe der Prophetie, die ich gewiß nicht leugnen möchte, die aber, wenn ich recht verstehe, mit ihren Sätzen den Rahmen der theologisch möglichen Sätze einfach durchbricht und in der Theologie selbst nur als Grenze, nicht aber als ausgezogene Koordinate sichtbar werden kann? Die Gemeinschaft und der Unterschied in Ihrem und meinem Denken ist mir besonders klar geworden an dem Satz S. 32 u. von den „bestimmten Menschen und bestimmten Handlungen“, weil ich in der Ethik, die ich diesen Sommer zu lesen habe, ebenfalls allen Nachdruck eben auf diese Bestimmtheit des Gebotes lege und immer wieder darauf hinweise, um welche Dimension es sich hier handelt, aber in dieser Dimension nun vorzugehen, auf diese und diese Menschen und Handlungen den „Akzent der Ewigkeit“ zu legen, das meine ich unterlassen zu sollen — und bin eigentlich völlig ratlos, wenn ich mich frage, was Sie sich wohl unter dem Finden neuer Kategorien zum Fassen des Reichtums Christi vorstellen mögen, da für Sie doch die katholische Möglichkeit und die des Inspiriertentums nicht in Betracht kommen kann.

Aber nun habe ich Ihre Zeit genug in Anspruch genommen. Es wird Sie als alten Münsteraner freuen, zu hören, daß wir dies Semester 140 Studenten haben, und daß das Leben in der Fakultät in der, wie es scheint, traditionellen Freundlichkeit und Friedlichkeit weitergeht. Empfangen Sie nochmals meinen Dank und seien Sie bestens begrüßt

von Ihrem verehrungsvoll ergebener

Karl Barth.